

[s.n.]

Autor(en): **Stauber, Jules**

Objektyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **110 (1984)**

Heft 29

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Von Haus zu Haus

Ilse Frank

Hungerjahre

Schlanksein beginnt mit einem Apfel. Diese Spruchweisheit raune ich mir vom Aufstehen bis zum Schlafengehen zu, denn ich führe einen heroischen Kampf gegen unablässig dräuende Fettpolster.

Angehörige, Freunde und Zugewandte erklären mich für verrückt, weil ich ihnen rank erscheine. Doch ich allein vermag abzuschätzen, in welcher Rundungsgefahr Ilse schwebt: eine stressbedingt Heisshungrige, die trübe Aussichten hat, in wenigen Jahren so breit wie lang zu sein. – Nein, dazu darf es nicht kommen.

Wehret den Anfängen! befiehlt ich mir, sobald der Waagezeiger einen Strich vorwärts hüpft, und das tut er, wann immer ich mich von den Essgewohnheiten normaler Sterblicher verleiten lasse. Deshalb heisst meine Lebenslösung: Verzicht. – Dieser Begriff

schreibt sich leicht und konkretisiert sich schwer!

Mit dem Frühstück bin ich noch relativ zufrieden. Ich genehmige sanften Kinderbrei, kenne keine genauen Kalorienzahlen, gaukle mir also vor, von den erlaubten tausend Einheiten portionenweit entfernt zu sein. Beschwingt mache ich mich auf den Arbeitsweg, der allerdings bald zur Durststrecke wird: Um acht träume ich schon von Kakao. Um halb neun sehne ich mich, über Papierstapel und Photoberge hinweg, nach fester Materie – nach Kabiswickeln, Pouletbeinen, Suppenfleisch.

Um zehn begegnen mir lauter gipfelkauende Kollegen. Ich schlucke leer, blicke zur Seite, hole schwarzen Kaffee, um den knurrenden Magen zu beschwichtigen. Der tut, als hätte er nie etwas kredenzt bekommen, lässt sich weiterhin vernehmen, überfällt mich mit Schmerzen.

Nach tapferem Leiden schleiche ich zur Aktenmappe, entnehme ihr eine Banane, verschlinge sie in zwei Minuten, schaffe mir eine Spanne der Ruhe.

sem fremden Menschen. Süssigkeiten verbinden Völker! Beim Essen verstehen wir uns bestens, ohne Worte. Er strahlt über das ganze Gesicht – ein Schmächtiger unter Wohlgenährten, ein Besitzloser unter Wohlhabenden, ein Lächelnder unter Griesgrämigen.

Das wird wohl seine ganze Habe sein, die da zu seinen Füssen liegt und jetzt, sich in der ersten scharfen Kurve selbständig machend, über den Gang schlittert. Was gestrenge Blicke ordnungsliebender Schweizer nach sich zieht. Aber keine Bange, der Besitzer nimmt die Ware wieder in seine Obhut.

Der Tamile ist am Ziel – er ist «zu Hause». Er rafft seine Habseligkeiten zusammen, schenkt mir noch ein strahlendes Lächeln und ein freundliches «Adie», steigt aus, und durchs Fenster, mit sackbeladenen Händen, winkt er mir zu. Niemand im Wagen ausser dem Chauffeur hat ihm einen Abschiedsgruss gegönnt, als er ausstieg, der Fremde. Aber das ist, gottlob, nicht immer so. Es gibt auch anständige, freundliche Schweizer, ich weiss es, denn ich fahre regelmässig diese Strecke. Ich habe vier erwachsene Kinder; sie haben eine Heimat, in der es sich leben lässt. Das könnte mein Kind sein – ein weisshäutiges

Um Viertel vor zwölf beginne ich zu erschlaffen. Um zwanzig nach lechze ich der Schar zu vollen Tellern Abwandernder hinterher. Der wohlgenährte Postbursche dreht sich um, fragt besorgt: «Soll ich dir ein Dessert bringen?» Ich zucke zusammen, schüttle den Kopf, hauche einen Dank.

Der Sieg über mein schlechteres Ich fällt knapp aus. Entsprechend schwach ist – das Triumphgefühl. Ich gäbe es billig: zum Beispiel gegen eine Hefeschnecke. Niemand offeriert mir eine. – Unglaublich!

Um ein Uhr kehren alle an ihre Plätze zurück, legen sich energiegeladen ins Zeug. Ich übernehme ihr Tempo, widme mich beflissen meinen Aufgaben, vergesse darob kurz die Zwangsvorstellungen von Lambraten und Vanillecreme.

Später giesse ich schwarzen Kaffee auf, hoffe, mich damit am Leben zu erhalten.

Um drei enthülle ich einen Kaugummi, um zehn vor vier zücke ich die neunte Zigarette.

Dann naht die personalisierte

Versuchung. Unsere Sekretärin streckt mir einen Schinkentoast unter die Nase, strahlt, sagt: «Schau, was ich für dich geholt habe!»

Einen Moment lang sitze ich wie versteinert. Alles, nur das nicht! wispert die Stimme des Gewissens. Doch plötzlich erinnere ich mich meiner Erziehung und der Lehre, man dürfe Nettigkeiten nicht zurückweisen. – Was soll ich tun?

Ich harre der Köstlichkeit entgegen, bemühe mich, Gelassenheit zu mimen, ziere mich einige Sätze lang ...

Endlich fasse ich den Schatz mit beiden Händen, zeige die Zähne, schlage sie ins belegte Doppelbrot, schliesse meine Augen, mahle, mahle, genieesse.

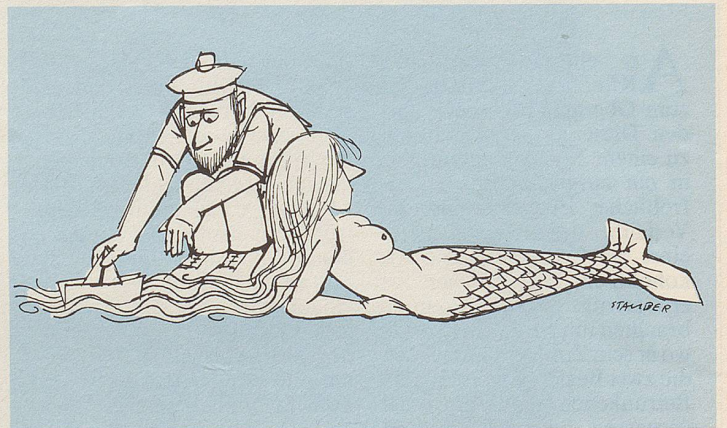
Mit jedem Happen gewinne ich Wärme, Kraft. Mit jedem Bissen werde ich mehr Mensch. Jetzt, da ich meinen Prinzipien abgeschworen habe, kann ich ihnen gleich untreu bleiben: Ich freue mich auf ein schmackhaftes Abendmenü.

Vielleicht beginne ich es sogar mit einem Apfel ...

Der Fremde

Im Postauto, auf den Sitz vor mir, hat sich ein Angehöriger der dunkelhäutigen Rasse gesetzt, die bei uns zurzeit so viel zu reden gibt: ein Tamile. Ein schmächtiger, feingliedriger, junger Mensch. Zu seinen Füssen stapeln sich drei Plastiktaschen und eine abgewetzte Sporttasche. Sein freundliches «Grüessi» haben die andern Fahrgäste einfach ignoriert, dafür wird er mit einigen feindseligen Blicken beschossen. Aber er lässt sich nicht irren machen: Mit strahlendem Lächeln, dabei seine schneeweissen Zähne zeigend (man könnte direkt neidisch werden auf diesen makellosen Besitz!) erklärt er mir, auf seine Habe am Boden zeigend: «Das meine Sach, ick jtz nach Haus.» Ich erkundige mich, ob er in der Halenbrücke wohne. Das versteht er und bejaht meine Frage, deutet dann nochmals auf seinen Besitz und sagt, diesmal weniger strahlend: «Das meine Sach – ik fertg Arbeit in Hotel Konolfingen – schade!» Meine Frage, ob er nun keine Arbeit mehr habe, versteht er nicht.

In meiner Tasche habe ich eine Tafel Schokolade, und nun genieesse ich sie zusammen mit die-



sem fremden Menschen. Süssigkeiten verbinden Völker! Beim Essen verstehen wir uns bestens, ohne Worte. Er strahlt über das ganze Gesicht – ein Schmächtiger unter Wohlgenährten, ein Besitzloser unter Wohlhabenden, ein Lächelnder unter Griesgrämigen.

Das wird wohl seine ganze Habe sein, die da zu seinen Füssen liegt und jetzt, sich in der ersten scharfen Kurve selbständig machend, über den Gang schlittert. Was gestrenge Blicke ordnungsliebender Schweizer nach sich zieht. Aber keine Bange, der Besitzer nimmt die Ware wieder in seine Obhut.

Der Tamile ist am Ziel – er ist «zu Hause». Er rafft seine Habseligkeiten zusammen, schenkt mir noch ein strahlendes Lächeln und ein freundliches «Adie», steigt aus, und durchs Fenster, mit sackbeladenen Händen, winkt er mir zu. Niemand im Wagen ausser dem Chauffeur hat ihm einen Abschiedsgruss gegönnt, als er ausstieg, der Fremde. Aber das ist, gottlob, nicht immer so. Es gibt auch anständige, freundliche Schweizer, ich weiss es, denn ich fahre regelmässig diese Strecke. Ich habe vier erwachsene Kinder; sie haben eine Heimat, in der es sich leben lässt. Das könnte mein Kind sein – ein weisshäutiges

unter Farbigen – ein mittelloses unter wohlhabenden Geschöpfen. Soll ich nun Gott danken, dass ich eine Angehörige seines auserwählten Volkes, das heisst eine Schweizerin, bin?

Sicher, über das Flüchtlingsproblem lässt sich streiten, aber im Grunde ist die Armut und das Elend in der Welt nichts anderes als das Ergebnis der Machtgier einiger, die meinen, gross zu sein.

Ich bin keine «Fromme» – aber wir sind noch weit vom barmherzigen Samariter entfernt, wenn ich an all jene denke, die diese Mittellosen verdammen und es sich in ihren Zweitwohnungen, in

ihren Zweit- und Drittautos wohl sein lassen!

Ich habe mich geschämt.
Das könnte mein Kind sein.
Ich habe geweint am Abend.

Sophie I.

Der Graben

Ich traf eine alte Bekannte, die unglücklich aussah und mir ihren Kummer mitteilte. «Denk doch», sagte sie, «meine Schwiegertochter kann nicht Französisch!»

«Wie? Habe ich recht gehört: Sie kann nicht Französisch? Gibt es das?» fragte ich erstaunt. Als